wortung bewegen. Die christliche Gemeinde muß der Versuchung widerstehen, zu einer weltlichen Friedenspartei unter anderen Parteien zu werden.

6. Der eschatologische Vorbehalt

Christen können weder das Evangelium vom Frieden Gottes mit der Welt in Christus verkündigen noch sich für den Frieden in dieser Welt einsetzen, ohne darauf zu hoffen und davon zu reden, daß Gott mit der Wiederkunft Christi eine neue Schöpfung heraufführen wird. Der neue Himmel und die neue Erde werden bereits in der alttestamentlichen Prophetie angekündigt (z. B. Jes 65, 17) und im Neuen Testament zum Gegenstand der zentralen eschatologischen Verheißung gemacht (2. Petr 3, 13; Röm 8, 18 - 23; Offb 21, 1). In Gottes neuer Schöpfung wird der Bund Gottes mit den Menschen zur Vollendung gelangen: „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein“ (Offb 21, 3). Auch Gottes universaler Friedenswille wird in seiner neuen Welt sich unbeschränkt realisieren können. Frieden wird dann das sein, was er nach Gottes ursprünglichem Schöpfungswillen von allem Anfang an sein sollte: Gemeinschaft der Menschen mit Gott in Freiheit.

Gottes neue Schöpfung wird ein neues heilsgeschichtliches Werk Gottes sein und kann deshalb nicht der Endpunkt und Zielpunkt der Entwicklung der Weltgeschichte sein. Der eschatologische Vorbehalt, den der christliche Glaube macht, hindert uns als Christen daran, Utopien in Hinsicht auf menschlich-irdische Gerechtigkeit und Frieden unter Menschen und Völkern zu verfallen. Der vom Evangelium herkommende Dienst für Frieden, Gerechtigkeit und Entwicklung hat Verheißung, aber er wird ebensowenig die neue Kreatur heraufführen wie die nichtchristlichen Bewegungen mit denselben Zielen. Die Hoffnung auf Gottes endgültiges Eingreifen macht uns in unserem Eintreten für den Frieden gewiß und nüchtern. Und gerade darin sind wir berufen, Gott, dem „Gott des Friedens“, die Ehre zu geben.

Gedanken zum Streit um den Frieden

1. Kirche und Politik

Der Friede ist heiß umkämpft heute, auch und gerade unter Christen. Selbstverständlich wollen (fast?) alle nur das Beste, nämlich den Frieden bewahren oder gewinnen. Die Geschichte lehrt freilich, daß aus sog. guter Absicht schon viel Unheil entstand. Von diesem Urteil sind auch Christen nicht ausgenommen. Sie müssen sich sogar besonders prüfen, ob ihr oft mit erhöhtem Anspruch auf verbindliche Aussagen vorgebrachtes Argumentieren wirklich aus der Offenbarung Gottes stammt oder ob sie nur mit Hilfe theologischer Mittel ganz anderen Motivationen Resonanz verschaffen wollen. Die Debatte um den Frieden wird von vielen geführt; sehr verschiedene Gruppierungen und Absichten sind mit im Spiel. Eine Scheidung der Geister fällt schwer. Schon das Wort „Friede“ ist ambivalent geworden. Für den einen bezeichnet es die ungestörte, gedeihliche Ruhe auf Erden, für den anderen eine bestimmte politisch-ideologische Herrschaftsweise, für wiederum andere eine jenseitig-spirituelle Größe usw. Man hofft auf Frieden; einige glauben an ihn; ob alle ihn wirklich lieben, bleibe dahingestellt.¹ Die Christen müssen sich besonders sorgfältig Rechenschaft ablegen, welche Gesichtspunkte für sie von Belang sind.

Die Frage nach dem Frieden ist für die Christen nicht zuletzt deshalb so schwierig und kontrovers, weil sie die beliebte Grenzziehung zwischen Kirche und Staat durchkreuzt. Die Volkskirchen kennen dabei weniger Skrupel; allerdings läßt sich dort auch nicht so klar entscheiden, ob man als Christ oder als Bürger argumentiert. Die Freikirchen tun sich da viel schwerer; einerseits möchten sie nicht ins volkswirtschaftliche Einerlei und Wirrwarr fallen; andererseits möchten sie keinesfalls ihre Verantwortung leugnen. Ihr Verhalten schwankt leicht zwischen Distanz-Wahren und Überengagement.

Die Geschichte zeigt, daß sich die Einmischung von Kirchen oder Religionen in die Politik selten günstig auswirkte. Der Umgang mit der Macht seitens der Kirche ist immer ambivalent gewesen. Daraus abzuleiten, die Kirche sollte sich gar nicht um das Weltgeschehen kümmern, ist natürlich eine unmögliche Ansicht.

Aber die Kirche sollte sich ihrer Irrtumsfähigkeit und Illusionstendenz besser bewußt sein. Die Geschichte zeigt ein buntes Bild mit allen möglichen Variationen. Da gibt es theokratisch-totalitäre Regime; zu vielem Unrecht haben die Christen geschwiegen; ebenfalls registriert man das Faktieren mit ganz unterschiedlichen Parteien und Richtungen (meistens mit beträchtlichem Pathos, von „ein Gott — ein Volk — ein Kaiser“ bis zu „Christentum und Sozialismus“); auch sich sehr geistlich gebärende pressure-groups begegnen uns. Christen haben oft die Waffen gesegnet. Aber es gibt auch das Umgekehrte, nämlich den ängstlich bemühten Pazifismus, oft aus dem Trauma von Versagen und Schuld entstanden. Zu den problematischsten Kapiteln zählt z. B. das Verhalten vieler (auch Christen) in den westlichen Staaten während der 1930er Jahre. Statt die aufkommende NS-Gefahr entschlossen abzublocken, schwärmte man mancherorts davon, „jemand muß doch den ersten Schritt zur Friedfertigkeit machen“.² Der christliche Pazifismus erscheint, so betrachtet, als Pendelschlag zum freilich sehr viel häufiger zu beobachtenden Guteißen des Krieges.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß Christen in weltlichen Dingen um keinen größeren Sachverstand als andere verfügen.³ Sie sollten sich ihn deshalb auch nicht anmaßen. Insbesondere sollten sie die Politik nicht romantisieren und meinen, einfach mit „gutem Willen“ die Dinge steuern zu können. Hier macht sich wahrscheinlich immer noch volks- und staatskirchliches Denken im Sinne des Corpus Christianum bemerkbar: als könne man Völker und Nationen insgesamt bekehren und allesamt in den Heilsbereich Gottes führen.⁴ D. Bonhoeffer beschreibt eine solche schwärmerische Ansicht als Überspringen des Vorletzten zugunsten des Letzten.⁵ Die gegenwärtigen Zustände der Welt werden dabei nicht genügend ernst genommen; man überspielt die Probleme. Oft sind solche Ansichten optimistische Reich-Gottes-Utopien u. dgl.; man arbeitet darauf hin, die Welt ins Reich Gottes einzuführen und von ihren Problemen — eben auch Krieg, Streit, Haß usw. — zu erlösen. Aber was ist die Alternative? Bonhoeffer betont, daß man nun auch nicht das Letzte um des Vorletzten willen preisgeben dürfe. Man darf sich nicht damit zufriedengeben, wie die Dinge in der Welt beschaffen sind. Man darf die Politik nicht einfach den Politikern überlassen, speziell wenn man erkennt, daß sie schlechte, ja böse Politik machen. Bonhoeffer belegt das

durch seine Tat. Die Christen haben immer ein prophetisches Wächteramt; sie haben an das „Letzte“ zu erinnern, Frieden, Gerechtigkeit usw. zu fordern. Aber sie müssen im Auge behalten, daß sich die Forderung nicht so leicht in Politik umsetzen läßt.

Zum prophetischen Wächteramt gehört nicht zuletzt der Hinweis auf die Sünde, die uns Menschen anhaftet. Sünde ist — nach Paulus — eine Machtsphäre, die uns im Bann hält⁶; sie blockiert den Weg zwischen guter Absicht und heilsamer Tat. Gerade die Friedensdiskussion darf den Faktor nicht negieren oder verharmlosen. Das Problem ist doch ernst genug! Ist es nicht Sünde, daß die Menschheitsgeschichte immer schon tief in Gewalttätigkeiten, Grausamkeiten, Haß, Krieg, Zwietracht usw. verstrickt gewesen ist? Ist es nicht Sünde, daß der Vorsatz „Nie wieder Krieg!“ so wenig lange anhält? Die Friedlosigkeit ist ein sehr tief verwurzeltes anthropologisches Problem. Der Mensch ist durchweg nicht „zufrieden“. Deswegen heißt es in der Bibel: „Der Gottlose hat keinen Frieden.“⁷ Friede ist ein wunderbares Geschenk, das wir gar nicht hoch genug einschätzen können. Friede ist in der Tat Gabe des Reiches Gottes, genauer: Wo Gott herrscht, da ist Friede.⁸ Alles andere ist nur partieller Friede.

Friede ist eine soziologische Größe; denn Friede besteht zwischen mehreren. Gerade an dieser Stelle wird das Problem allerdings erst in seiner ganzen Schwere erkennbar. Die Verstrickung mit der Sünden-Problematik gewinnt dabei tragische Ausmaße. Willy Brandt brachte das Problem einmal auf die Formel: „Zum Krieg genügt ein einziger; beim Frieden müssen alle mitmachen.“ Wenn die Kette also nur an einer Stelle bricht, ist das Ganze vom Einsturz bedroht. Wird die Sünde nicht völlig und überall bewältigt, ist die balance of power erschüttert. Das Motto „Einer muß doch mal den Anfang machen“ setzt voraus, daß alle grundsätzlich auf einen solchen Anfang warten. Aber schon ein einziger, der andere Absichten hat, stellt das gesamte Unternehmen in Frage.

Ein weiteres Problem, das die Christen beachten müssen, ist, daß sie von fremden Kräften mißbraucht werden können. Hier taucht die Frage nach der Möglichkeit und Legitimität des Zusammengehens mit Gruppen auf, die zwar sonst andere Ziele verfolgen, aber ebenfalls „dem Frieden dienen“ wollen. Es ist für die Kirche eine Gratwanderung zwischen Non-Engagement und Kompromittierung, d. h.,

daß sie unglaubwürdig wird, indem sie sich einerseits völlig passiv verhält oder andererseits gemeinsame Sache mit Gruppen macht, die ansonsten einen ganz anderen Kurs steuern. Die Situation ist oft schwer einzuschätzen. Die bloße gute Absicht ist kein ausreichendes Kriterium. Im ideologischen, genauer: marxistischen Bereich spricht man vom „nützlichen Idioten“, der zur Erlangung von Teilzielen taugt, dann aber abgeschüttelt wird. Die Christen haben diese traurige Rolle nicht selten gespielt, und das bestimmt nicht nur für die Marxisten; Hitler z. B. benutzte dieses Instrument auch meisterhaft.

Was also soll die Kirche tun bzw. lassen?

1. Sie muß ihrem prophetischen Wächteramt treu bleiben, d. h. alle Ungerechtigkeit, allen Haß und Streit, alle Übergriffe, Grausamkeiten usw. anprangern und zu Frieden, Versöhnung, Gerechtigkeit usw. mahnen.

2. Sie sollte die Differenz zwischen Staat und Kirche beachten. Die beiden Bereiche berühren sich, sind aber nicht deckungsgleich. Die Kirche sollte nicht selber die Politik machen, wohl aber zu guter Politik aufrufen. Sie sollte einen möglichst hohen Sachverstand und größtmögliche Verantwortlichkeit fordern, dann aber auch den Sachverstand respektieren. Wollen sich Christen politisch betätigen, so ist das eine gute Sache, sofern sie selber über Sachverstand verfügen. Aber sie sollten das als Bürger tun; insonderheit sollten die Pfarrer ihren Talar im Schrank lassen und nicht ihre Politik christlich verklären wollen.⁹

3. Die Christen sollten einen kühlen Kopf bewahren. Ressentiments, Pathos, Emotionen usw. schaden in der Politik. Begeisterung trübt bekanntlich sehr leicht die Urteilskraft. Von negativen Motivationen sei gar nicht erst geredet; leider beherrschen sie oft das Feld, verständlich zwar als moralische Entrüstung, aber oft sind sie eben nur emotional besetzte Gegenreaktion ohne genügend breite und tiefe positive Fundamentierung. Wenn die Auseinandersetzungen heute oft von einerseits frenetischem Beifall, andererseits von geradezu haßerfüllter Ablehnung begleitet sind, so ist das ein besorgniserregendes Zeichen.

4. Die Kirche darf ihren Missionsauftrag nicht vernachlässigen. Hier tragen freilich gerade die Freikirchen in unserem Land an einer schweren Hypothek. In der NS-Zeit hat man es sich viel zu leicht gemacht mit der Devise „Solange wir unbehindert evangelisieren können, gehen uns die staatlichen und gesellschaftlichen Belange nichts an“. Solch eine Einstellung hal-

biert die Wirklichkeit und macht Mission zu einer einseitig-innerlichen Angelegenheit. Heute ist das Pendel mancherorts allerdings zur anderen Seite ausgeschlagen; die Änderung der „Verhältnisse“ verdeckt dabei den Blick für die Gewinnung der Menschen für Gott, das Evangelium und die Gemeinde.

5. Am schwierigsten zu beantworten ist die Frage, ob „die“ Christen in der Welt und gegenüber der Politik ein „Zeichen“ setzen sollten und können. Oft nimmt das die Gestalt der Verweigerung an, etwa des Wehrdienstes oder gar des Steueranteils für Rüstung.¹⁰ Wie weit kann und darf die Spannung zwischen „in der Welt, aber nicht von der Welt“ gedehnt werden? Wie weit darf die Priorität der jeweils eigenen Erkenntnis und Gewissenseinstellung gegenüber den allgemeinen Verpflichtungen als Mitbürger in den Vordergrund rücken? Mit I. Kant geredet: Inwieweit kann und darf das „moralische Gesetz in mir“ zum „allgemeinen Sittengesetz“ erhoben werden?

Bevor wir den Fragen nach dem Auftrag der Christen weiter nachgehen, sollen die Motivationen der Friedensdebatte näher untersucht werden. Was sind Hintergründe, Voraussetzungen und Implikationen des Streites um den Frieden? Welche Wünsche und Ängste, welche Verpflichtungen und Erkenntnisse spielen mit?

II. Hintergründe der Friedensdebatte

Eine säuberliche Differenzierung der Motivationen — geschweige denn ihrer Vertreter — ist nicht durchführbar. Immer wird ein Gemisch mehrerer Faktoren zugrunde liegen, oft sogar unbewußt. Wir beschränken uns auf die Gesichtspunkte, die den christlichen Glauben direkt oder indirekt tangieren.

1. Dürfen Christen überhaupt Gewalt anwenden? Die Verneinung erfolgt zumeist im Namen der Bergpredigt: „Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen“ (Mat 5, 39). Geboten sei also radikales Gottvertrauen und Gehorsam. Andere leiten aus der Bergpredigt keinen absoluten Gewaltverzicht ab; es gebe Situationen, wo im Sinn einer Güterabwägung Gewaltverzicht die größere Sünde wäre. Die Diskussion ist alt; neue Gesichtspunkte sind kaum zu erwarten. Zu beachten bleibt jedoch, daß die Bergpredigt nicht einfach eine Ethik für jedermann darstellt, sondern diejenigen anspricht, die sich zu Gott halten.¹¹ Wahrscheinlich wird es bei den bisherigen Lösungen bleiben. Wer gewissensmäßig jede Gewalt ab-

lehnt, ist ebenso zu respektieren wie der, der eine Güterabwägung vorsieht. (Persönlich neige ich dem letzteren zu.)

2. Die Angst, daß die Menschheit die Kontrolle über sich selbst verliert, daß ein „automatischer Krieg“ ausbricht, daß die Zerstörungskapazitäten nur noch zu Katastrophen führen können, bewegt viele.¹² Die Angst erzeugt Ohnmachtsempfinden, dieses wiederum läßt nach verzweifelten Anstrengungen Ausschau halten. Die Angst richtet sich auf Mensch und Menschenwerk, auf sein mögliches moralisches wie technologisches Versagen. Die Angst hat apokalyptische Dimension angenommen; darum „laßt uns etwas tun, denn bald ist es zu spät“. So verständlich die Angst ist, so gilt doch zugleich, daß Angst ein schlechter Ratgeber — und ein beliebtes politisches Druckmittel ist. Sie darf nicht zur Lähmung oder zu irrationalen Handlungen führen. Verzweiflung läßt nach irrationalen Lösungen Ausschau halten. Aber in der Politik hat der Irrationalismus fatale Folgen; als Beleg dafür seien nur Stimmung und Geschehnisse von 1933 angeführt. Lähmung wiederum führt zur Selbstaufgabe (Motto „lieber rot als tot“); sie läßt keinen Handlungsspielraum. Die Angst bringt auch mit sich, daß man die Problematik nicht mehr ganzheitlich sieht, sondern bestimmte Punkte herauslöst. Heute richtet sich die Angst primär auf die sog. A-Waffen; die B- und C-Waffen werden fast übersehen, und der konventionelle Krieg gilt dann beinahe schon als harmlos.

3. Die Abwägung ethischer Werte ist ein gewichtiges Argument für die Abrüstung. Die Ausgaben für Entwicklungshilfe, Welthungerhilfe usw. stehen in einem erschreckenden Verhältnis zu denen für militärische Zwecke. Das gilt weltweit, oft auch in den ärmsten Ländern. Andere kulturelle Werte treten hinzu. Ebenfalls ist das geistig-moralische Klima zu beachten, also die Pflege von Versöhnung bzw. Haß, von Wohlwollen bzw. Abgrenzung usw. So deutlich das Problem ist, so schwer ist es zu lösen. Zudem ist die internationale Werteskala keineswegs einheitlich; radikale Moslems z. B. haben da ihre eigenen Vorstellungen. Aufs Ganze gesehen bilden jedoch die ethischen Werte einen unübersehbaren Impuls für die Bewältigung der Rüstungsfrage.

4. Eschatologische Hoffnungen verbinden sich leicht mit „Realutopien“ und ideologischen Zukunftsbildern. Äußerlich betrachtet treffen sie sich im „Friedensreich“. Genauer besehen jedoch reicht der Bogen von der Islam-

Renaissance über fernöstliche Mystik (Guru-Wesen usw.) und marxistischen Pseudomesianismus bis hin zu christlichen Reich-Gottes-Hoffnungen. Die eschatologische Triebfeder ist nicht selten stark, scheint sich hier doch wenigstens Hoffnung anzubieten. Die traditionelle Unterernährung der christlichen Eschatologie rächt sich; das Vakuum füllt sich deswegen um so rascher und um so weniger differenziert.

5. „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist“ (1. Joh 2, 15). Die Absage an die Welt verbindet sich heute vielfach mit einem Überdruß an der bisherigen Zivilisation und Kultur (Motto „alternativ leben“). Sie geht mit einer Nicht-Identifikation in bezug auf Gesellschaft, Traditionen und Staat einher. Was ist dabei wirklich christliche Kritik der Verfallenheit dieser Welt, was dagegen selber Anzeichen der Verlorenheit? Evangeliumsgemäße Kritik ist nie von Haß und Überdruß motiviert, sondern immer von Liebe, Trauer und konstruktivem Interesse. Die Christen müssen aufpassen, daß sie nicht aufgrund von Modetendenzen unheilige Allianzen eingehen.

6. Ein unterschwelliges Motiv ist sicher auch das Bestreben, christliches Profil zu zeigen bzw. zu gewinnen. Viele Christen leiden unter mangelnder christlicher Identität; man zeigt der Welt nicht genügend Flagge; man möchte es besser machen als die Väter. Sehen wir aber genau hin, wo das Bestreben seine Wurzel hat: in christlicher Ich-Stärke oder -Schwäche? Sicher nicht immer in der Stärke! Ich-Schwäche macht besonders anfällig für Ideologien. Die kirchliche Landschaft ist davon alles andere als frei. In Ermangelung eines klaren Sendungsbewußtseins hängt man sich an allerlei Bewegungen und Tendenzen an. Leider ist gerade bei der Friedensdebatte die Ideologisierung oft deutlich zu verspüren.

Die Analyse der Hintergründe und Motive will eine gewisse Skepsis nicht verhehlen. Ich glaube, wir tun gut daran, selbstkritisch zu sein. Andernfalls ist keine Orientierung zu gewinnen. Jeder Beteiligte hat doch seine — oft unterschwelligen — Erwartungen und Ängste! Wenn uns der Friede wirklich etwas wert ist, dürfen wir uns selber, auch und gerade als Christen, nicht aus der Analyse ausklammern. Leider erringt man den Frieden nicht so leicht! Ein romantisierendes Verhalten führt sicher nicht zum Ziel; bloßer Protest ebensowenig. Aber was bleibt? Steht auf der anderen Seite dann mehr als die uralte Aporie, daß wir zwar den Frieden wollen, ihn offenbar aber nicht

halten bzw. gewinnen können? Wir müssen einen Weg über Resignation und Schwärmerei hinaus suchen. Wir dürfen uns nicht damit zufriedengeben, daß man sich einerseits mit den Verhältnissen abfindet und wie jeder andere mitmischts im Kräftespiel oder andererseits aus den Verhältnissen so oder so aussteigt. Wir müssen die Vermittlung zwischen dem „in der Welt“ und „nicht von der Welt“ auch und gerade bei der Frage nach Krieg und Frieden, Rüstung und Versöhnung finden.

III. Die Christen und der Friede

Was können und müssen die Christen für den Frieden heute unternehmen? Wozu nötigt sie das Evangelium?

1. Sicher besteht kein Zweifel darüber, daß das Evangelium Friedensbotschaft ist. Gott ist ein „Gott des Friedens“. ¹³ Zum Wortfeld von Friede gehören u. a. „Gerechtigkeit und Freude im heiligen Geist“ (Röm 14, 17) und alle „Frucht des Geistes“, nämlich Liebe, Freude, Geduld, Freundlichkeit usw. (Gal 5, 22). Wir sind gerufen, den Frieden zu verkündigen. „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen“ (Mat 5, 9). Es gilt, das kostbare Gut zu pflegen, sich ganz dafür einzusetzen und nicht zu resignieren. Auch für partiellen Frieden lohnt sich der Einsatz. Christen sollten immer beruhigend und schlichtend wirken; das Feuer des Streites wird leicht angefacht, aber nur schwer gelöscht. Allerdings: ihre „Gerechtigkeit muß besser sein als die der Schriftgelehrten und Pharisäer“ (Mat 5, 20). Sie müssen den Frieden besser und tiefer lieben als alle anderen. Sie können sich deshalb auch nicht mit Vordergründigem zufriedengeben. Die Versöhnungsbotschaft Gottes will alle Bereiche unseres Menschseins durchdringen. Christliche Friedensinitiative kann sich demnach nie mit Teilzielen begnügen; der Missionsauftrag ist nicht teilbar.

2. Christen dürfen angstfrei existieren, weil Gott in Christus die Machtfrage gelöst hat. ¹⁴ Sie können in dem Bewußtsein handeln, daß Christus der Kyrios ist. Deshalb können sie frei sein vom falschen Vertrauen, sowohl vom naiven Vertrauen auf die Waffen als auch auf die Waffenlosigkeit. Sie werden sich nicht mit einem totalitären militaristischen Staat identifizieren können. Sie brauchen aber auch nicht das Heil in der Passivität zu suchen (das würde ja auch den Verzicht auf Polizei und andere Ordnungskräfte einschließen). ¹⁵ Selbstverständlich gelten solche Aussagen zunächst

einmal nur im Hinblick auf die staats-, ja weltbürgerliche Verantwortung der Christen; bei der Wahrung persönlicher oder kirchlicher Interessen stellen sich die Erfordernisse in der Regel anders. ¹⁶ Als einzelner Christ kann ich für mich entscheiden, um des Evangeliums und der Gerechtigkeit willen Unrecht zu leiden; ¹⁷ aber diese Entscheidung darf ich nicht einfach auf die Gesellschaft übertragen. Das Kreuz wird in der Nachfolge Jesu Christi getragen (Mark 8, 34); zum Gesetz für eine ganze Nation läßt es sich nicht erheben.

Christen brauchen keine naive Politik zu betreiben, die blauäugig die Probleme dieser Welt verdrängt. Gerade der Sieg Jesu Christi zeigt ihnen ja die Tiefe und Tragweite der Probleme; es heißt schließlich (1. Kor 15, 25): Christus „muß herrschen, bis er alle Feinde zu seinen Füßen legt“. Die bösen Machtfaktoren sind eine Realität, die man nicht einfach hinwegwünschen kann. Das Böse ist Wirklichkeit und mehr als nur die Abwesenheit des Guten. ¹⁸

3. Christen wissen um den weltweiten, die ganze Schöpfung umfassenden Friedenswillen Gottes. Sie können deshalb egoistische, nationalistische und ähnliche partikularistische Interessen nicht akzeptieren. ¹⁹ Sie werden beachten, wo sonstwo in der Welt Menschen nach Frieden und Gerechtigkeit dürsten (vgl. Mat 5, 6), und sich für ihre Belange einsetzen. Weil Gottes Friedenswille durch und durch positiv ist, können sie sich auch nicht von negativen Motivationen (Haß, Neid, Diffamierung, Antipathie, Aggression, Frustration, „Buhmänner“-Verunglimpfung usw.) leiten lassen. ²⁰ Man sollte nicht vergessen, daß vor der Seligpreisung der Friedfertigen die derer steht, „die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ (Mat 5, 8). Zu dieser Reinheit gehört auch die nötige Distanz zum Synkretismus mit pseudoreligiösen Weltanschauungen und Ideologien. Wir sollten uns immer wieder prüfen, wo unsere eigentliche Triebfeder ist, wo wir neuralgisch reagieren: bei der Liebe Gottes oder bei dem vielleicht sehr geheimen Bestreben, unsere Macht zu behaupten (sei es unsere Bequemlichkeitssphäre, seien es unsere Ideen, unsere Vorteile oder sei es ein ideologisches Credo).

4. Christen können nicht ethisch wertneutral leben. Sie haben sich für bestimmte Güter des Lebens einzusetzen. Ein Friedenswille, der über einen ethischen Indifferentismus hinaus ist, d. h., der nicht einfach „Frieden um jeden (!) Preis“ ²¹ will, wird das weite Geflecht von schutzwürdigen Rechten und Gütern im Blick

haben. Er hat „etwas zu verteidigen“; wer das nicht hat, dem ist wahrscheinlich auch nichts recht wert und heilig. Verteidigung von Werten ist zweifellos ein ethisches Postulat. Zu solchen Werten zählen etwa der Schutz des Bedürftigen²², aber auch ganz allgemein die Menschenrechte, d. h. also eine bestimmte Lebensqualität, Freiheit, Rechtssicherheit usw.²³ Diese Werte tangieren natürlich unmittelbar den politischen Bereich; ohne Werturteile über politische Systeme kommt man dabei nicht aus. Es gehört zu unserer Verantwortung, die Werte nicht zu mißachten und leichtfertig zu verspielen. Wenn überhaupt eine Gewaltanwendung gerechtfertigt ist, dann zur Verteidigung ethischer Werte.²⁴

Daß dabei die Gefahr des Gewaltmißbrauchs naheliegt, kann nicht übersehen werden.²⁵ Das posse peccare ist mit eingeschlossen, doch die Furcht vor dem Fehler-Machen darf nicht jede Aktivität lähmen. Auf alle Fälle darf Gewaltanwendung immer nur ultima ratio sein, d. h., wenn es gar nicht mehr anders geht. Diese Grenze ist im allgemeinen erst sehr viel später erreicht, als man oft meint. Je kalkulierbarer das Risiko für alle Beteiligten des Konflikts ist, desto eher läßt sich die ultima ratio vermeiden; und je ausgeglichener das Kräfteverhältnis beschaffen ist, desto weniger leicht wird eine Instabilität die ultima ratio Wirklichkeit werden lassen.

5. Christen können und sollen „Zeichen“ setzen. Wie diese aussehen, richtet sich nach Person, Auftrag, Umständen, Vorgeschichte, Perspektive und natürlich nach Gewissen und Führung durch den Heiligen Geist. Ein Zeichen sollte eine charismatische Entscheidung sein; und die Charismen sind bekanntlich unterschiedlich gegeben (1. Kor 12, 4ff.). Das Zeichen muß so oder so auf Gottes Heilswirken gegenüber seiner Schöpfung hinweisen. Es muß deutlich machen, daß Gott Gutes mit uns vorhat. Das Zeichen muß positive Akzente setzen, nicht einfach aus einer Verweigerung heraus, aus einem Ohne-mich-Standpunkt entstanden sein. Es darf auch nicht nur aus einer rein individualistischen Perspektive gesetzt werden, sondern muß die Verantwortung für das Ganze berücksichtigen. Als Freikirchler und Pietisten neigen wir evtl. doch etwas dazu, das Zeichensetzen einseitig in der Privatfrömmigkeit anzusiedeln und einem gewissen traditionellen Apolitismus, der auch durch einen Pseudopolitismus nicht aufgewogen wird, zu erliegen.

Zum Schluß eine Bemerkung zur sogenannten

Friedensbewegung. Was sich heute so nennt bzw. was so bezeichnet wird, ist sicher ein vielschichtiges Gebilde. Eine Beurteilung wird entsprechend gemischt ausfallen. Insgesamt handelt es sich m. E. um eine ambivalente Erscheinung. Einerseits ist sie weithin ein sehr ernsthafter Ausdruck der Friedenssehnsucht, aus tiefer menschlicher Sorge entstanden und in ehrlichem Wollen verwurzelt. Viel Idealismus steckt darin, oft auch eine hohe Achtung vor dem Humanum. Grundlegend ist das Verlangen nach einer guten, gesicherten Zukunft. Andererseits erfüllt es mich mit Trauer zu beobachten, wie so manches an der Oberfläche bleibt, wie wenig ausgewogen das Bewußtsein für die Breite der ethischen Werte bei manchen ist und wie oftmals gewichtige Probleme schlichtweg übersehen, ja negiert werden. Die praktische Vernunft wird von Emotionen allzu leicht in den Hintergrund gedrängt. Die Grenze zu eigenem militanten Verhalten wird vielfach allzu schnell überschritten. Die Behandlung politischer Probleme zeugt nach meinem Dafürhalten nicht selten von einer gefährlichen Kurzsichtigkeit und Kurzatmigkeit.

Als Christen haben wir keinerlei Anlaß, hochmütig auf solche Bewegungen herabzuschauen. Das heißt allerdings auch nicht, daß wir uns ihnen einfach unkritisch verpflichtet sehen sollten. Vielmehr sind wir gerufen, die Aufgabe „besser“ (im Sinn von Mat 5, 20) zu lösen, damit dem Irrsinn von Krieg und Grausamkeit wirklich Einhalt geboten werde; und diese Aufgabe steht immer noch vor uns.

Anmerkungen

1 Es stellt sich die anthropologische Grundfrage nach unserer Friedensfähigkeit. Vgl. Theol. Gespräch 5—6/81 „Ist der Mensch gut?“

2 Vgl. z. B. Predigten von Harry Emerson Fosdick.

3 Zu denken gibt der Umstand, daß einige christliche Politiker in der „Friedensbewegung“ eine wesentliche Rolle spielen, in ihren Parteien jedoch umstritten sind, ja z. T. als politisch gescheitert gelten.

4 So z. B. Bernhard Philberth, Christliche Prophetie und Nuklearenergie (Taschenbuchausgabe, Wuppertal 2.A. 1964), S. 66: „Kein Staat, dessen Macht auf eine anti-christliche Ideologie gegründet ist, würde ein wahrhaft christliches Volk militärisch je zu unterwerfen trachten.“ Vgl. im übrigen seine Ausführungen S. 35—66.

5 Dietrich Bonhoeffer, Ethik (Hrsg. E. Bethge, München 9.A. 1981) Teil III.

6 Siehe etwa Eduard Lohse, Grundriß der neutestamentlichen Theologie (Stuttgart 2.A. 1979) S. 92f.

7 Jes 48, 22; 57, 21.

8 So z. B. Jes 52, 7 - 10; Röm 14, 17.

9 Ausnahmen müssen die Regel bestätigen! Man denke etwa an das Verhalten von Kardinal Graf Galen in Münster gegenüber dem NS-Regime.

10 Solche Versuche wurden vor einiger Zeit aus den Niederlanden gemeldet.

11 Vgl. meinen Aufsatz „Zum Verständnis der Bergpredigt“: Theol. Gespräch 5—6/79.

12 Die Berührungen mit der ganzen Anti-Atom-Bewegung liegen auf der Hand.

13 Gerhard Dellling, Die Bezeichnung „Gott des Friedens“ und ähnliche Wendungen in den Paulusbriefen: Festschrift W. G. Kümmel (Jesus und Paulus, Hrsg. E. E. Ellis, E. Gräßer, Göttingen 1975), S. 76—84.

14 Das bringen u. a. die Briefe an die Galater und Kolosser zum Ausdruck.

15 Eine gewisse Analogie stellt die Ablehnung medizinisch-ärztlicher Hilfe im Namen „absoluten Gottvertrauens“ dar.

16 Wir berühren damit natürlich das überaus problematische Gebiet der sogenannten Zwei-Reiche-Lehre. Die Lehre hat trotz aller Probleme und Fehlentwicklungen ein bestimmtes Recht; vgl. Gerhard Ebeling, Die Notwendigkeit der Lehre von den zwei Reichen: Wort und Glaube 1 (Tübingen 3.A. 1967), S. 407—428. Das Problem wird in der Praxis einer Gemeinde etwa dort sichtbar, wo wiederholt von außen her Rechtsbrüche, also Störungen, Demolierungen usw. erfolgen. Soll und darf die Gemeinde bei den Behörden Hilfe einholen?

17 So etwa 1. Kor 6, 1ff.

18 Der Gedanke, das Böse als einen Mangel von Gutem zu verstehen, ist im Neuplatonismus zu Hause. Er ist aber auch sonst verbreitet, nicht zuletzt hinsichtlich der Anthropologie. Die Probleme von Mensch und Gesellschaft gelten dann als grundsätzlich behebbare; man muß nur die Sperren für das Gute beseitigen.

19 Das gilt auch im Blick auf die Hybris des Menschen, den gesamten Kosmos nur auf sich zu beziehen. Ein solcher Anthropozentrismus vernachlässigt z. B. die Tierwelt. Die Bibel hat hier die weitere Perspektive (z. B. Röm 8, 19ff.; Jona 4, 11).

20 Die Juden sind bekanntlich immer wieder zu Objekten negativer Motivationen gemacht worden. Man sucht sich „den Schuldigen“; Andersdenkende werden schnell diffamiert, von der „Friedensbewegung“ heute als „kalte Krieger“ u. dgl. (übrigens bezweifelt Kissinger, daß der sogenannte kalte Krieg je aufgehört hat). Auf der anderen Seite werden Friedensvertreter als „Versöhnler“ usw. abgetan.

21 Was für ein Friede wäre das eigentlich?

22 Man denke an die alttestamentliche Prophetenpredigt etwa des Amos und Hosea.

23 Siehe dazu Thorwald Lorenzen, Theol. Gespräch 1—2/81.

24 Man sollte die Problematik nicht nur unter dem Blickwinkel des „regulären“ Völkerkriegs betrachten. Die Formen und Gelegenheiten gewaltsamer Konflikte sind heute viel breiter gestreut. Auf keinen Fall darf man am Problem der terroristischen Erpressung vorbeigehen.

25 Wann ist Widerstand geboten, wann nicht? Wo gerät eine Erhebung an die Grenzen des — vor Gott und den Menschen — Vertretbaren?

Literaturhinweis: Als m. W. neueste biblisch-exegetische Studie erschien vor kurzem: Ulrich Luz (u. a.), Eschatologie und Friedenshandeln. Exegetische Beiträge zur Frage christlicher Friedensverantwortung (Stuttgarter Bibelstudien 101, Stuttgart, KBW, 1981, 214 S.). Folgendes ist von besonderem Interesse. (1) Das Thema, nämlich die Beziehung zwischen Friede und Eschatologie (dazu S. 10). (2) Die Beiträge als solche. U. Luz bringt neben der Einführung den Teil über Paulus sowie zum kirchlichen Friedenshandeln; J. Kegler schreibt über die Propheten des AT, P. Lampe über die Apokalyptiker und P. Hoffmann über Jesus. (3)

Vorgeschichte und Hintergrund der Studie, nämlich die Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg (s. S. 12 zu deren Veröffentlichungen). (4) Die Themenstellung, nämlich Frieden „als Prozeß der ‚Minimierung von Not, Gewalt und Unfreiheit‘ zu bestimmen (S. 9), was dann noch erweitert wurde „je nachdem mit ‚Minimierung von Angst‘, von ‚Sünde‘, mit ‚Trost‘ oder ‚Identitätsgewinn‘“ (S. 198f.).

Dr. Wiard Popkes
Oberförsterkoppel 10, 2055 Aumühle

Jesaja und der Friede

Die für mich faszinierendsten Friedenstexte der Bibel stehen beim Propheten Jesaja. Trotzdem waren er und die andern großen Propheten Israels keine Schalom-Theologen oder Friedensforscher¹. Ganz im Gegenteil: Die „Friedensbewegung“ ihrer Zeit, die bis in die Tage des Zusammenbruchs hinein nichts Besseres wußte, als „Heil“ zu schreiben, durchschauten sie als Augenwischerei: „Prophet und Priester, jeder betrügt. Und sie heilen den Schaden meines Volkes oberflächlich, indem sie schreien: Friede! Friede! (Schalom! Schalom!) Aber es gibt keinen Frieden“ (Jer 6, 13.14; vgl. Hes 13, 10.16). Solche Theologie der Illusion angesichts der Katastrophe mag Erinnerungen an die Endsieg-Parolen im letzten Krieg wachrufen. Noch mehr unter die Haut geht das, was Micha hundert Jahre früher, also z. Z. Jesajas, den Heilspropheten verwirft: „So spricht der Herr: gegen die Propheten, die mein Volk verführen; die ‚Friede!‘ schreien, wenn sie etwas zu beißen haben, aber dem den Krieg erklären, der ihnen nichts ins Maul steckt. Darum wird Nacht für euch sein ohne Vision und Finsternis ohne Wahrsagung . . ., denn kein Gotteswort wird dasein“ (Micha 3, 5 - 7).

Jesaja hatte Unheil anzukündigen wie alle „Schrift“-Propheten Israels vor der Zerstörung Jerusalems. Und wie sie schwie er meistens zum Thema „Schalom“ wie auch zum „Bund“ und „Geist des Herrn“. Wie besoffen schienen ihm die Priester und Propheten (Jes 28, 7ff.), die so sehr überzeugt waren von den unabänderlichen Heilsabsichten Gottes mit seinem Volk, die mit allzu leichter Hand Theologie in Politik umsetzten und umgekehrt. Schuld und Unrecht Israels schlugen für die Schalom-Propheten überhaupt nicht zu Buche. Der Gott